

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 1

Artikel: Schuhe sehen dich an ...
Autor: Büsing, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

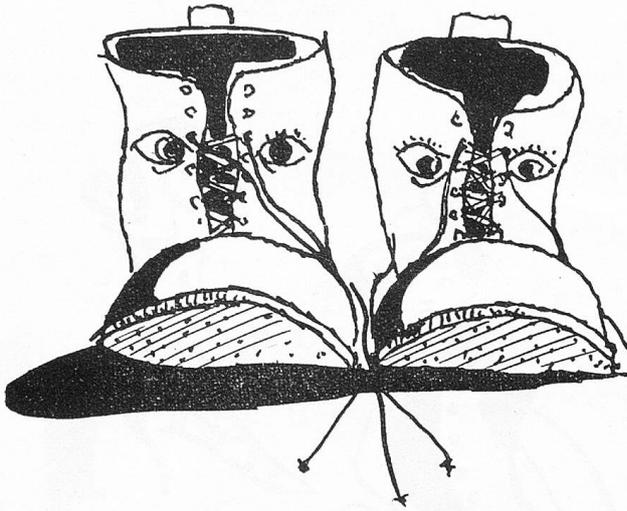
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



G. Büsing

SCHUHE SEHEN DICH AN . . .

Manchmal, wenn ich spät in der Nacht zu Bett gehe, zögere ich vor der Tür meines Töchterleins und schaue auf ihre Schuhe, die dort, rasch hingewirbelt, wie im Spiel verloren, stehen. Fast immer sind sie feucht, vom Panschen durch eine Pfütze; mancherlei Schrammen und bunte Farbleckse verraten vom seligen Spiel des Tages, und gestern fand ich zwischen Oberleder und abgerissener Sohle ein Büschelchen Feldblumen eingeklemmt — wohl um mir durch die Blume zu verstehen zu geben, dass es wieder einmal Zeit für den Schuster sei. Und ich seufzte schwer und gedankenvoll, und wenn es möglich gewesen wäre, so hätte ich sie am liebsten selber übergezogen, um wieder einmal durch Regenpfützen zu panschen und mit alten Konservendosen Fussball zu spielen.

Mehr von akustischer Wirkung auf mein Seelenleben sind die Schuhe meines Geldbriefträgers. Jeden Tag um halb elf pflegt dieser pünktliche Mann das Haus zu betreten, und mit jedem seiner markanten Schritte treppaufwärts steigert sich in mir das Fieber der Erwartung. Aber ich habe das Pech, dass sich eine Etage höher das Büro einer Spirituosengrosshandlung befindet, der man das Geld förmlich ins Haus drängt — selten verhält der Schritt des Beamten vor meiner Tür, und als

es das letzte Mal geschah, wagte ich den braven Mann kaum anzuschauen, denn eine Nachnahme ist nie angenehm, besonders wenn es sich um einen so unanständigen Betrag von sieben Franken fünfundsiechzig handelt, denn bei Nachnahmen lassen sich erst die drei bis vierstelligen Zahlen verantworten. Und so war es mir vergönnt, die Schuhe des Geldbriefträgers bewundern zu können, denn ihre Wohlgepflegtheit und Qualität übersteigen schon ein wenig die mittlere Gehaltsstufenleiter, ein sicheres Zeichen dafür, dass hier und dort Trinkgelder gegeben werden, die bereits ein höheres Kulturniveau zuliessen . . .

Aber nichts im Leben ist konstant, selbst nicht der bargeldloseste Dauerverkehr. In jungen Jahren fiel mir einmal ein Honorar zu, welches zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte. Und da es gerade Frühling war, erstand ich ein paar Galoschen aus weissem Ziegenleder, in den Nähten mit schwarzen Lackstreifen abgesetzt — wahre Gedichte von Schuhen, denen man die lyrische Reifeprüfung auf weite Entfernung ansah. Aber schon am selben Morgen gerieten diese blütenweissen Gedichte unter die wuchtige Rotationsprosa eines Strassenbahnerstiefels, so dass sichtbare Spuren von Druckerschwärze zurückblieben. Blitzend war mein Protest, aber der Strassenbahner entgegnete nur gelassen: «Müssen sie denn unbedingt weiss sein, Männeken?», und da war es mit der Siegerstimmung aus. Mein Blick senkte sich und erfasste schamhaft die Schuhe um die Meinen herum — ein Paar Trümmerschuhe, rot von Ziegelstaub, zwei Paar Kernlederne, die dunkel und schwer waren wie die Erde selbst, ein Paar schüchterne, von Riestern zusammengehaltene Pumps, in denen zwei zarte, sehnsüchtige Mädchenfüsse staken, und neben einem feuchten Schrubber die grünscharzen Behälter einer resoluten Reine-machefrau. Und ich floh nach Hause und warf die Ziegenledernen von mir, und war froh darüber, dass meine alten Schuhe wenigstens einige Spuren von Tintenspritzern zeigten . . .

Und ich trage sie bis auf den heutigen Tag, wie ich an den Füßen meiner Mutter, so lange ich denken kann, immer die gleichen Schuhe sah, fern jeder Moderichtung, vielfach ausgebessert, aber von peinlicher Sauberkeit . . . und als sie starb, da standen diese Schuhe ganz schmal vor ihrem Bett, als bäten sie um Entschuldigung, dass sie nun feiern müssten . . . Und als der Pfarrer fragte, was wir unserer Mutter am Grabe zu sagen wünschten, da zeigte ich nur auf die Schuhe, und die breiten

Hände des Bauernpfarrers umschlossen sie eine Weile, als wären sie ihm ein Born der Kraft . . .

Schuhe, Schuhe, Schuhe! Ich sehe die eines Wucherers, den man wegen seines unmenschlichen Geizes ermordete, — die Sohlen waren mit Nägeln beschlagen, deren Köpfe das Granitpflaster der Strasse geschliffen hatte. Und Frauenschuhe aller Farben und Nuancen, fast wie ein Feldblumenstrauss aus Buschwindröschen, Wiesenschaumkraut und Forsythien . . . und ein paar Sumpfdotterblüten und Weidenkätzchen. Ach, sie sind nicht für die Ewigkeit gemacht, die Schühchen unserer Frauen — Träume einiger Tage und Nächte —, nur die Pantoffelblumen zeigen einige Beständigkeit. Am zauberhaftesten von allen Schuhen sind mir aber immer die der Landstreicher erschienen — diese staubigen und zerrissenen Allerweltsburschen der Strasse —, durch deren Fugen der Wind überall Zuzugsgenehmigung hat und die dahinwandern von Land zu Land, ohne der Passkontrollen und statistischen Landesämter zu achten — Europa, und die ganze lebende Erde, gehört ihnen, und der blaue Himmel dazu. Ob es uns hülfe, wenn ein Gesetz käme, dass jeder Mensch drei Jahre seines Lebens auf solchen Galoschen durch Europa wandern müsste, während die diplomatischen Lackstiefel solange in den Spinden der Kasernen ständen? Ob wir vielleicht barfuss ein Stück des Paradieses zurückgewännen, von dem wir uns auf den herrlichen Schöpfungen der Lederindustrien immer weiter entfernen . . . ?

Jo Hanns Rösler

K I N D E R S C H U H E

Zwei kleine Erlebnisse auf unseren Tagen, so dicht nebeneinandergestellt, muten wie zum Erzählen erfunden an. Aber ich erlebte sie in dem kurzen Bogen weniger Stunden, unmittelbar hintereinander, und berichte nur das tatsächliche Geschehen.

In einer Hotelhalle, wo ich auf meinen Verleger wartete, sah ich zwei elegante Damen aufeinander zugehen, die eine trug einen Persianer-

mantel und die zweite einen Waschbären, und sie machten sich unweit meines Stuhles miteinander bekannt. «Es ist nicht zufällig, dass wir uns kennenlernen», sagte der Waschbär zum Persianer, während sie am Nebentisch Platz nahmen, «ich wollte mich schon vor ein paar Wochen an Sie wenden. Man hat mir nämlich erzählt, dass Sie ein reizendes Töchterchen von zwei Jahren haben. Und da ich selbst zwei Kinder habe, allerdings schon etwas älter, liegt manches Stück daheim, aus denen meine Kinder herausgewachsen sind. Ich meine, es ist doch schade, wenn dies nutzlos herumliegt. Sie können doch die Sachen sicher gut brauchen. Ich habe da für Ihre Kleine ein Paar weisse entzückende Lederschuhe, kaum getragen, wir kauften sie in Venedig, federleicht — auch einen kleinen blauen Flauchmantel habe ich, den hat mein Mann aus Paris mitgebracht — die Kinder wachsen ja so schnell aus allem heraus —, wenn Sie also Verwendung für die Schuhe und das Mäntelchen haben . . . » Die Angesprochene war über diesen Vorschlag erfreut.

«Das wäre wunderbar. Kindersachen sind ja so teuer. Ich bin natürlich gern bereit —»

«Gerade darüber wollte ich mich eben mit Ihnen unterhalten», erwiderte die andere, «was sind Ihnen die Sachen wert? Was können Sie mir als Tausch für die reizenden Kinderschuhe und das Flauchmäntelchen anbieten?»

Ich blieb lange Zeit tief in meinem Sessel versteckt neben den beiden vornehmen Damen sitzen. Als ich mich nach zwanzig Minuten erhob, hatten sie sich über den Gegenwert noch nicht geeinigt. Was die eine bot, war der anderen zu wenig, und was die eine verlangte, war der anderen zu viel. Und da ihre Stimmen schon spitzer geworden waren, nehme ich wohl nicht zu Unrecht an, dass aus dem Tauschgeschäft nichts geworden ist und die weissen Kinderschuhe und das Flauchmäntelchen auch weiterhin ungenützt in einem Schrank liegen, keinem zum Nutzen und keinem zur Freude.

Wenige Stunden später fuhr ich mit dem Zug nach Hause, musste in Bad Aibling in eine Kleinbahn umsteigen, wo sich zwei Flüchtlingsfrauen neben mich setzten, die nach mir eingestiegen waren. Sie waren nicht gut angezogen. Die eine trug einen fadenscheinigen Rock zu einer oft ausgebesserten Bluse. Aus ihrer Tasche holte sie ein Paar recht ordentlicher, fester Kinderschuhe heraus und sagte:

«Ich habe Ihnen heute die Schuhe mitgebracht, von denen ich neulich sprach. Sie sind meinem